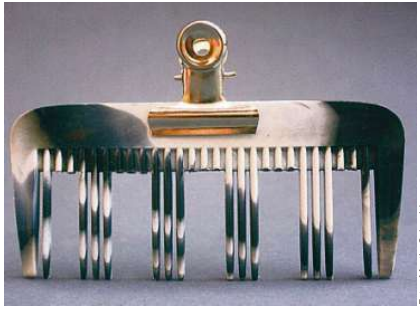


Schreib MAL



Postkartenserie „DITTSBERLIN“  
Nähere Infos und Kontakt  
auf der Website [www.nearlywabisabi.de](http://www.nearlywabisabi.de)

Picasso genügt ein alter lederner Fahrradsattel und der dazu gehörige Lenker, um daraus einen Stierkopf zu basteln. Fürs Brandenburger Tor benötigt man noch weniger: Einen Kamm mit 29 Zinken sowie eine Mehrzweckklammer, erhältlich im Künstler- oder Bürobedarf. Aus dem Kamm breche man insgesamt 13 Zinken, und zwar so, dass die Silhouette eines Tores mit fünf Durchfahrten entsteht, zwicke die Klammer an der Griffseite mittig fest – fertig ist die Ready-made-Version des Brandenburger Tores. Man kann es sogar an die Wand hängen und Eintrittskarten vom letzten Berlin-Besuch festklammern – ein Souvenir, auf das man erst mal kommen muss. Martin Schneider ist Designer und manches mehr und hatte das Brandenburger Tor für einen Souvenir-Wettbewerb von „Berlin Partner“ entworfen – jedoch ohne Erfolg.

Aber aus dem Entwurf ist nun eine ganze Serie ausgefallener Postkarten entstanden, auf denen jeweils bekannte Berliner Bauwerke als ebenso überraschende wie kuriose Konstruktionen zu sehen sind.

Als Basis für die Weltzeituhr diente etwa ein bunter Schneebesen, für die „Grüße vom Berliner Flughafen“ waren es einfach zwei zu Landebahnen umfunktionierte Klopapierrollen, umschwirrt von Schmetterlingen. Und die ehrwürdige Neue Nationalgalerie wurde aus leeren Pizakartons zusammengebaut. Einen Vertrieb für seine Ideen hat Schneider noch nicht gefunden, man kann die Postkarten aber bei ihm direkt bestellen, elf Motive zu 10 Euro. ANDREAS CONRAD

**Jetzt jedes Buch versandkostenfrei bestellen!**  
Bestellhotline: (030) 290 21-520  
SHOP  
**TAGESSPIEGEL**  
[shop.tagesspiegel.de](http://shop.tagesspiegel.de)  
Askaniischer Platz 3, 10963 Berlin  
Mo.–Fr. 9.00 bis 18.00 Uhr  
Kundenparkplatz  
Anbieter: Verlag Der Tagesspiegel GmbH,  
Askaniischer Platz 3, 10963 Berlin

Stadt der starken Frauen

Sie haben nicht gewartet, bis ihnen einer die Erlaubnis gab – sie taten einfach, was sie wollten. Wurden Ärztin, wie Franziska Tiburtius, als Frauen in Deutschland noch gar nicht Medizin studieren durften. Oder Ur-Berlinerin wie Claire Waldoff, die geborene Gelsenkirchenerin, die sich die Freiheit eines lesbischen Lebens nahm, als dies noch unter Strafe stand. 13 Berlinerinnen haben Barbara Sichtermann – Tagesspiegel-Lesern von ihren Artikeln auf der Medienseite vertraut – und Ingo Rose porträtiert. Es ist immer auch ein Porträt der Stadt zu ihrer Zeit geworden. Eine Geschichte Berlins, mal anders.

Es sind keine Unbekannten, die das Duo ausgewählt hat, aber oft kennt man am Ende doch eigentlich nur ihren Namen. Von Hedwig Dohm weiß man vielleicht noch, dass sie die Großmutter von Katja Mann gewesen ist. Aber was sie als Feministin und Pazifistin tat, und dass sie sich von ihren Kämpfen mit dem Schreiben von Lustspielen erholte?

Vielleicht wäre es besser gewesen, die Autoren hätten es bei historischen Figuren belassen. Warum Nina Hagen als einzige lebende Berlinerin in den Reigen aufgenommen wurde und damit zur Repräsentantin einer ganzen Epoche wird, erschließt sich nicht. Sowenig, wie man erfährt, woher die langen Zitate von ihr stammen. Auf Quellenangaben haben die Autoren in dem Buch ganz verzichtet. Schade, denn die kundigen, munteren Biografien im Schweinsgalopp – ungefähr zehn Seiten pro Leben – machen ja Lust auf mehr. SUSANNE KIPPENBERGER

— Barbara Sichtermann/Ingo Rose: *Berlinerinnen. 13 Frauen, die die Stadt bewegten.* Ebersbach & Simon, Berlin. 144 Seiten, 18 Euro.



Noch ist die Ruhe trügerisch. Im April 1945 fotografierte Valery Faminsky diese Soldaten einer Panzerbrigade während einer kurzen Pause bei den Seelower Höhen. Foto: Valery Faminsky

„Gitler kaputt“

Zwei Bücher dokumentieren das zerstörte Berlin unmittelbar nach Ende des Krieges. Fotograf Valery Faminsky zeigt Sieger wie Besiegte, Karin Felix erläutert russische Graffiti im Reichstag

VON LOTHAR HEINKE

Schon wie das Archiv des einstigen Kriegsphotografen Valery Faminsky entdeckt wurde, ist eine kleine Sensation. „2016 fand ich eine Online-Anzeige, in der die Negative eines sowjetischen Fotografen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs zum Verkauf angeboten wurden“, erzählt der Moskauer Fotograf Arthur Bondar. Er reagierte sofort, traf sich mit der Anbieterin und erfuhr, dass Faminsky und dessen Frau verstorben waren, aber keiner der Verwandten mit dessen Archiv etwas anfangen konnte. Ein Verkauf an Museen scheiterte an mangelndem Budget: Schenkung sofort, aber kein Ankauf. „Ich sah mir einige der Negative an und begriff, dass ich ein bedeutendes Stück Geschichte in Händen hielt“, schreibt Bondar. „Während der Sowjetzeit erlebten wir sehr viel Propaganda und Zensur über den Zweiten Weltkrieg. Doch in diesem Moment sah ich in Faminskys Bildern eine persönliche und sehr viel menschlichere Wahrnehmung des Krieges. Sein humanistischer und künstlerischer Blick fokussierte sich auf das Schicksal der Menschen auf beiden Seiten des Konflikts.“

Das sah auch Thomas Gust von Buchkunst Berlin so, erwarb die Negative und schuf mit seinen Freunden ein in Auswahl und Aufmachung exzellentes Bilderbuch vom Ende und den Folgen des Krieges im zertrümmerten Berlin. Kein Pulverdampf aus den Rohren der Stalinorgeln, keine Heckschützen, keine Panzer im Nahkampf – dies ist endlich vorbei, die Kriegsmaschi-



Valery Faminsky: *Berlin Mai 1945.* Buchkunst Berlin. 184 Seiten, 114 Schwarz-Weiß-Abbildungen, 45 Euro

nerie ist stillgelegt, der Krieg verabschiedet sich in die Vergangenheit. Die Soldaten sind glücklich, dass sie den Frühling mit seinem Fliederduft in Berlin erleben dürfen, andere werden lange noch mit ihren Verwundungen leben müssen. Um das Leben und Leiden verwundeter Rotarmisten zu dokumentieren, war Faminsky Angehöriger der Lazarett-Abteilungen auf dem Weg nach Berlin geworden. Wo immer ein Kopfverband, ein Rotes Kreuz oder ein Soldat auf einer Trage zu sehen waren, konnte Valery mit seinen Kameras nicht weit sein. Er war seit 1943 Frontfotograf für die Kunstabteilung des Militärmedizinischen Museums der Roten Armee und diente bis zum Mai 1945 an sieben Frontabschnitten. Zumeist wurde der Fotojournalist an jene Abschnitte gesandt, in denen große Militäroperationen geplant waren. Vom 22. April bis 24. Mai begleitete er mit seinen Kameras die Einnahme der Berliner Vorstädte und der Innenstadt.

Ihm begegneten nicht nur Siegesjubiläum auf der einen, Hoffungslosigkeit zwischen Trümmern auf der anderen Seite. Berlin im Mai 1945 – das sind auch lachende Gesichter deutscher Frauen und Kinder, denen das Ende des Krieges bekanntgegeben wird. Handwagen, auch Kinder- und Pferdewagen sind das Transportmittel jener Tage. Die Sieger paradien oder posieren, manche fröhnen ihrem Hobby und malen eine Stadt, die keine mehr ist, zerschossen zu Schutt und Asche.

Der Historiker Peter Steinbach schreibt in seinem Vorwort: „Faminsky lässt Sieger und Besiegte zusammenrücken. Er stellt sie in die gemeinsame Zeit und deutet so gemeinsame Kriegserfahrungen an. Als Chronist des Leidens entwickelt er eine Perspektive, die sich grundlegend von der propagandistischen Überhöhung des Weltkriegs zum Großen Vaterländischen Krieg unterscheidet. Neben den steril anmutenden Siegesparaden wird das Leiden der Verletzten spürbar, die Verzweiflung der Kameraden, die Verletzte zum Lazarett schleppen, mit Wagen und Hundekarren. ...und wiederum wird das gemeinsame Leiden von Zivilisten und Rotarmisten deutlich, denn auch Deutsche schleppten ihre verletzten Angehörigen in geradezu verzweifelter Not durch die Straßen, bemüht, sie zu retten.“

Der Reichstag, dieses von Granatschlägen gezeichnete, dennoch unverwundbar scheinende Kolossalgebäude, war für die Rotarmisten die Höhle Adolf Hitlers, die Siegesfahne über dem Bau ein Synonym für „Gitler kaputt“. Diesem Bau ist eine Dokumentation ganz anderer Art gewidmet: „Ich war hier – Zdes' byl“ behandelt die Namens- und Schriftzüge, die Rotarmisten im Mai 1945 mit Holzkohle oder Kreide auf Säulen und Mauern geschrieben, gemalt oder gekritzelt hatten – als spontaner Ausdruck der Freude, nach Tausenden Kilometern Ent-

behrung und Geschützdonner das Herz der Reichshauptstadt erreicht, den Krieg als Sieger beendet zu haben. Da steht zum Beispiel: „Hier war der Kerl aus dem russischen Kuskovo – Metzsev D. A.“ Ein gewisser Patsekof schrieb an die Ostwand der Plenarsaalwand: „Was du säst wirst du ernten“, an der Westwand verweigerte sich neben vielen anderen ein Soldat Leonow, Ivan Gregorevich, von der Kolchose „Krasnyi veter“ (Roter Wind) aus dem Stalinger Gebiet samt Adresse, und er bitet: „Pischijel! Schreib!“

Karin Felix, langjährige Besucherführerin im Reichstagsgebäude, hat die „sprechenden Wände“ übersetzt und versucht, den Spuren der Namen nachzugehen. Welch eine Arbeit! Und Genugtuung, wenn Besucher des Reichstages aus den Weiten Russlands plötzlich ihre Namen entdeckten – die sie einst, vor vielen Jahren, als Sieger auf die Mauern geschrieben hatten. Wolfgang Thierse, Bundesstagspräsident a. D., dankt Karin Felix für Ausdauer und Engagement: „Dass die Wände des Reichstages sprechen, das konnte man wissen. Dass man sie nun auch verstehen kann, dafür sorgt dieses Buch.“

— Karin Felix: *Ich war hier – Zdes' byl. Die Graffiti im Reichstagsgebäude.* Berliner Wissenschafts-Verlag. 296 Seiten, 37 Euro.



— Karin Felix: *Ich war hier – Zdes' byl. Die Graffiti im Reichstagsgebäude.* Berliner Wissenschafts-Verlag. 296 Seiten, 37 Euro.

Von der Weichsel an die Spree

Ein Lesebuchlexikon ergründet die zahlreichen Spuren der Polen in Berlin



Jubel in Weiß-Rot. Polinnen auf Berlins Fanmeile zur EM 2016. Foto: Sophia Kembowski/dpa

schließlich zum Genozid auch an ihnen selbst und ihren Landsleuten führen.

Zum Beispiel Józef Pilsudski: Nach drei Jahren als Kriegsgefangener in der Magdeburger Zitadelle, weil er den Eid auf den deutschen Kaiser verweigert hatte, kehrte er 1918 an die politische Spitze Polens zurück, als Diktator der Zweiten Republik. Aufgrund seines autoritären Führungsstils genoss er bei der NS-Führung so hohes Ansehen, dass seine Schriften 1935/36 in Deutschland erschienen, mit einem Geleitwort Görings. Nach seinem Tod 1935 nahm an der Trauerfeier die NS-Führung samt Adolf Hitler teil.

So schärft der Band den Blick für viele Aspekte der großen Politik. Doch sind wöglich die vielen im Vergleich stillen Beispiele die interessanteren: Still, zumindest aus deutscher Sicht, ist der Fall Wi-

told Gombrowicz, der in Deutschland außerhalb literarisch interessierter Kreise nie große Prominenz erlangte. Aus polnischer Sicht aber gilt er als einer der wichtigsten Autoren des 20. Jahrhunderts. Er lebte einige Jahre in Berlin, ohne aber die deutsche Sprache zu erlernen. Unter der sprachlichen Isolation soll er gelitten haben, sie hinderte ihn und Ingeborg Bachmann nicht an langen Gesprächen bei Spaziergängen im Tiergarten – auf Französisch. Es bleibt unter dem Schleier der Privatheit der Gespräche verborgen, welche wechselseitigen Einflüsse sich wie in den Werken beider Literaten eingeschrieben haben und wo diese Spuren noch in heute entstehenden Texten folgender Generationen nachwirken. Das Befeuern solcher Spekulation ist die Stärke des Bandes, der laut Herausgeber Kerski weniger informieren als inspirieren will. Man biegt anders um manche Ecke, wenn deren Geschichte so gegenwärtig mitläuft, und fragt sich, an wie vielen solcher Spuren man tagtäglich vorbeiläuft – ein neuer Blick auf Altvertrautes. THOMAS WOCHNIK



— D. Bingen, A. Kaluza, B. Kerski, P. Olliver Loew (Hrsg.): *Polnische Spuren in Deutschland. Ein Lesebuchlexikon.* 452 Seiten, 7 Euro. Erhältlich über die Bundeszentrale für politische Bildung ([www.bpb.de](http://www.bpb.de)).

Nur unsichtbar war sie in Sicherheit

Hanni Lévy's Überleben im Berlin der NS-Zeit

Anfang des Jahres lief in der ARD das Dokudrama „Die Unsichtbaren. Wir wollen leben“ von Regisseur Claus Räfle. Unsichtbar mussten jüdische Berliner bleiben, wenn sie das „Dritte Reich“ überleben wollten. Eine von ihnen war Hanni Lévy, im Film gespielt von Alice Dwyer. Zur Premiere im Cinema Paris war Lévy aus der französischen Hauptstadt angereist, wo sie jetzt lebt. Auch einige Darsteller und der Regierende Bürgermeister Michael Müller waren gekommen.

Lévy war 1924 als Hanni Weissenberg in Berlin geboren worden. Sie erlebte bereits sehr früh, was es bedeutete, Jüdin in Deutschland zu sein. Ihre Kreuzberger Schule an der Gneisenaustraße musste sie aufgrund der „Rassentrennung“ verlassen, von „arischen“ Kindern wurde sie gemobbt, enge Verwandte mussten schon bald emigrieren, und der geliebte Großvater starb „infolge der Aufregung“ nach seiner Entlassung und Enteignung im Jahre 1934.

Ein TV-Film schilderte kürzlich Hanni Lévy's Leben

Spätestens mit der „Kristallnacht“ am 9. November 1938 findet ihre behütete Kindheit ein unwiderrufliches Ende. Vater und Mutter sterben unter den diskriminierenden Umständen früh, und mit Beginn der Transporte aus Berlin im Oktober 1941 wird die Gefahr immer größer, dass auch Hanni deportiert wird. Die Großmutter kommt nach Theresienstadt, wo sie stirbt. Vielen Freunden ergeht es ähnlich, selbst ihre Vermieter werden verschleppt. Hanni Lévy besitzt bis heute herzergreifende Abschiedsbriefe von Freunden, die deportiert wurden und ihren nun im Berliner Metropol-Verlag erschienenen Erinnerungen in einem historisch-dokumentarischen Teil als Faksimile beigefügt sind.

Sie bleibt als Zwangsarbeiterin zunächst alleine im „Judenhaus“ in der Augsburger Straße zurück. Erst als sie bei der „Fabrikaktion“ im Februar 1943 auch deportiert werden soll, taucht sie unter. Sie steht plötzlich ohne alles auf der



Geboren in Berlin. Hanni Lévy und Alice Dwyer. Foto: NDR/Tobis Film

Straße. Doch nun trifft sie auch andere Berliner, die ihr helfen und inzwischen Dank ihrer Fürsprache in Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt werden. Sie färbt ihr Haar und nimmt eine neue Identität an. Oft muss sie die Unterkunft wechseln, bis die Familie Most in der heutigen Otto-Suhr-Allee sie aufnimmt. Bei ihnen wohnt sie bis November 1943 und danach bis Kriegsende bei Familie Kolzer in der Nollendorferstraße.

Sie überlebt die Bombenangriffe, die jüdischen „Greifer“, später die Übergriffe von Rotarmisten und zieht 1946 nach Paris zu einem Onkel, wo sie ihren Ehemann kennenlernt. Er ist ebenfalls ein deutscher Jude.

Bis zu 2000 Berliner Juden überlebten den antisemitischen Irrsinn in Berlin, der bekannteste war wohl der spätere „Quizmaster“ Hans Rosenthal. Mit dem Buch werden auch die „stillen Helden“ gewürdigt, die ihnen dabei geholfen haben. ERNST REUSS



— Hanni Lévy: *Nichts wie raus und durch! Lebens- und Überlebensgeschichte einer jüdischen Berlinerin.* Publikationen der Gedenkstätte Stille Helden, Hrsg. von Beate Kosmala. Metropol Verlag. 192 S., 19 Euro